

Nr. 85

Perry Rhodan

NEO

**Neue
Staffel!**
Jetzt einsteigen!

Oliver Plaschka

Das Licht von Terrania



Perry Rhodan NEO

Band 85

Das Licht von Terrania

von Oliver Plaschka

Im Juni 2036 stößt der Astronaut Perry Rhodan bei seinem Flug zum Mond auf ein havariertes Raumschiff der Arkoniden. Die Erkenntnis, dass die Menschheit nur eine von unzähligen intelligenten Spezies ist, schafft ein neues Bewusstsein. Die Gründung der Terranischen Union beendet die Spaltung in Nationen, ferne Welten rücken in greifbare Nähe. Eine beispiellose Ära des Friedens und Wohlstands scheint bevorzustehen.

Doch sie kommt zu einem jähen Ende, als das Große Imperium das irdische Sonnensystem besetzt. Die Erde wird zu einem Protektorat Arkons. Die Terranische Union beugt sich zum Schein den neuen Herrschern, während die Untergrundorganisation Free Earth den Kampf gegen die Besatzer aufnimmt.

Doch Ende Dezember des Jahres 2037 gelingt Fürsorger Satrak ein beispielloser Schlag gegen den irdischen Widerstand. Er nimmt Perry Rhodan gefangen. Und damit muss Administrator Adams zu einem ungewöhnlichen Mittel greifen, um Rhodan und seine Gefährten zu befreien: Er lädt die Besatzer zu einer Weihnachtsfeier ...

Impressum:

PERRY RHODAN NEO-Romane

erscheinen alle zwei Wochen in der Pabel-Moewig Verlag KG, 76437 Rastatt.

Redaktion: Klaus N. Frick

Redaktionsanschrift: PERRY RHODAN-Redaktion,
Pabel-Moewig Verlag KG, Postfach 23 52, 76413 Rastatt

Internet: www.perry-rhodan.net

Email: mail@perryrhodan.net

Titelbild: Dirk Schulz/Horst Gotta

Lektorat: Helmut Ehls

Druck und Bindung: VPM Druck KG, Karlsruher Straße 31, 76437 Rastatt

Vertrieb: VU Verlagsunion KG, 65396 Walluf,

Postfach 5707, 65047 Wiesbaden, Telefon: 0 61 23 / 620-0

Anzeigenleitung: Pabel-Moewig Verlag KG, 76437 Rastatt

Anzeigenleiter und verantwortlich: Rainer Groß

Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich:

Pressegroßvertrieb Salzburg Gesellschaft m.b.H., Niederalm 300, A-5081 Anif

Einzelheft-Nachbestellungen richten Sie bitte an: PRESSEVERTRIEB NORD KG, Schnackenburgallee 11,

22525 Hamburg, Internet: www.einzelheftbestellung.de, E-Mail: einzelheftbestellung@pvn.de,

Bestell-Hotline: 040/30 19 87 43

Aboservice:

Bauer Vertriebs KG, 20078 Hamburg, Telefon 0 18 06 / 31 39 39 (0,20 €/Anruf aus dem dt. Festnetz,

Mobilfunk max. 0,60 €/Anruf), Mo.-Fr. 8-20 Uhr, Sa. 9-14 Uhr, Fax: 040 / 3019 8182.

E-Mail: kundenservice@bauermedia.com, Adressänderungen, Bankdatenänderungen, Reklamationen

bequem im Internet unter: www.bauer-plus.de/service

Aboservice Ausland (Österreich, Schweiz und restliches Ausland):

Bauer Vertriebs KG, Auslandsservice, Postfach 14254, 20078 Hamburg,

Tel.: 0049 / 40 / 30 19 85 19, Mo.-Fr. 8-20 Uhr,

Fax: 0049 / 40 / 3019 8829 (abweichende Preise aus dem Ausland möglich),

E-Mail: auslandsservice@bauermedia.com

PERRY RHODAN NEO gibt es auch als E-Books und Hörbücher: www.perryrhodanshop.de

Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbsmäßige Weiterverbreitung in Lesezirkeln

nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages.

Für unverlangte Manuskripteinsendungen wird keine Gewähr übernommen.

Printed in Germany Dezember 2014

www.perry-rhodan.net – www.perry-rhodan-neo.net

2. Perry Rhodan

Dunkelheit umfing Rhodan. Es war nicht, wie gefressen zu werden, soweit man davon eine Vorstellung hatte: keine Zähne, keine Zunge oder Tentakel, die ihn hineinzogen, kein übler Geruch nach Verwesung oder Verdauungssäften.

Eher war es, wie von einem besonders geschickten Spediteur oder Krankenpfleger verpackt und fixiert zu werden. Kaum, dass der Fürsorger ihn durch den gerade entstandenen Spalt gereicht hatte, schloss sich der Spalt auch schon wieder; das Dämmerlicht des Waldes hinter ihm verlosch, und im nächsten Moment umfing ihn der schwere Humusgeruch des Baums wie eine Moorpackung, die sich von allen Seiten um ihn wickelte. Tatsächlich war der Baum in seinem Innersten weich und fast körperwarm und passte sich ihm so perfekt an, dass er ihm fast keinen Widerstand bot.

Er glaubte, er müsse darin versinken. Ertrinken wie in dickem Treibsand. Er schlug um sich, doch es war hoffnungslos. Der enge Hohlraum, in dem er gefangen war, zog sich immer weiter zusammen. Seine Glieder wurden schwer und schwerer. Schon bekam er kaum noch Luft ...

Im selben Maße, in dem der Sauerstoff aus seinem Hirn wich, drängten die Bilder in Rhodans Kopf, Blitzlichter des Lebens, wie sie angeblich kurz vor dem Tod vor dem inneren Auge vorbeizogen. Dennoch hatte er keine Angst. Die Zeit floss zäh wie träger Honig, und die Bilder wurden immer heller und lebens echter. Sie fingen ihn ein.

Er sah ...

Der Hügel am Rande Terranias bei Sonnenaufgang. Derselbe Hügel, auf den Rhodan nach der Landung der STARDUST vor anderthalb Jahren gestiegen war, um sein Werk des Verrats und der Hoffnung zu betrachten: die Botschaft, dass die Menschheit nicht mehr allein war, die Zeit des Hochmuts und der Selbstzerfleischung vorbei. Nun stand er abermals hier, vor den Trümmern seines Traums: die Stadt nur noch schwarze, ausgebrann-

te Ruinen, und in ihrer Mitte der Stardust Tower, der jetzt unter der Besatzung wie auf so vielen Welten des Imperiums, die sie gesehen hatten, nur noch ein Herrschaftszeichen war – eine stolze Standarte, die bis in den Himmel ragte, tief in den verheerten Boden gerammt.

»Ihnen gehört die Zukunft« – das hatte Crest ihm einst versprochen, als Rhodan auf Trebola zum ersten Mal einen solchen Turm gesehen hatte. Doch die Zukunft war ihnen gestohlen worden, der Hoffnungsschimmer erloschen. Und ganz wie auf Trebola war auch dieser Turm Teil eines Paares: Seine andere Hälfte war jener im Bau befindliche, massive Kelch am Rande des Goshun-Sees, der dem sogenannten Fürsorger als Palast dienen würde. Es war wie ein Zerrbild jener Welt, die Rhodan sich erträumt und der Menschheit versprochen hatte: Die Menschen waren in ein Gefängnis gesperrt, das die Fremden ihnen gebaut hatten, und am Rande des wieder aufgefüllten Sees sprossen außerirdische Bäume.

Die Bäume wuchsen höher ...

Rhodans Gedanken eilten weiter, einmal um die ganze Welt, zu jenem nordirischen Städtchen, in dem er letzten Monat sich selbst ins Gesicht geblickt hatte. Er erinnerte sich noch gut, wie er in das Wohnzimmer des Hauses getreten war, in dem sie Zuflucht gesucht hatten. So wie damals sah er nun sein Spiegelbild, bloß älter, rücklings auf dem Sofa. Ein Flüchtling in der gestohlenen Kleidung eines Gefängniswärters, ein Eremit mit einem Gehstock aus Haselnussholz.

»Wir sind ich«, sagte der alte Mann, der er selbst war, während er wie ein Verhungernder einen Konzentratriegel verschlang. Und er eröffnete ihm viele Wunder: Rhodanos erzählte ihm von dem Enteron, jenem wandelbaren, fantastischen Werkzeug, das zugleich Teil seines Körpers und eine tödliche Waffe war. Später würde Rhodan lernen, ihm kraft seiner Gedanken Befehle zu erteilen, damals aber kam es ihm noch so fremd und gefährlich wie eine Schlange vor. Auch von den Meistern der Insel erzählte er ihm, von Regnal-Orton, der sich mit List und Tücke die Regentschaft über das Große Imperium erschlichen hatte. Von ES, das mittels seines wahnsinnigen Dieners Separei auf der Elysischen Welt Schablonen der arkonidischen Imperatoren an-

gefertigt hatte – genau wie von Rhodan: in jenem eiförmigen Raum, in dem Rhodan sich von seinem Spiegelbild beobachtet gefühlt hatte ...

Er dachte an das beklemmende Gefühl, das sich seiner damals bemächtigt hatte ... Seine schlimmsten Befürchtungen hatten ihn eingeholt. »ES spielt sein eigenes Spiel«, bekräftigte Rhodanos. »Und du, wir, die gesamte Menschheit sind darin nur Figuren.«

Dann redete sein älteres Ich von Callibso, der über geheime Wege zur Erde verfügte. Der Herr der Puppen gab Rhodan Rätsel auf: Obwohl er mit skrupellosen Mitteln versucht hatte, Rhodans Weg zu den Sternen zu blockieren, schien er daran interessiert, sich persönlich mit ihm zu treffen. »Folge den Puppen«, sagte Rhodanos – und Rhodan tat, wie Rhodanos ihm geheißen ...

Er folgte dem Traum. Der Traum führte ihn zu Thora, die zitternd von ihrer Zeit auf Callibsos Heimatwelt Derogwanien berichtete. Die ihn vor den unheimlichen Kräften Callibsos und seiner Puppen warnte: »Ich war wie eine Zuschauerin im Gefängnis meines eigenen Körpers.« Heute wusste Rhodan nur zu gut, was sie meinte. Die Last auf seiner Brust wurde immer schwerer, presste ihn zusammen wie ein Schraubstock.

Um die Qual zu vergessen, dachte er weiter an Thora.

Er sah sie, lächelnd im Türrahmen eines alten irischen Cottage. Owey Island, eine Landschaft, wie sie urtümlicher kaum sein konnte, zerklüftet und wettergegerbt im Schoß des Atlantiks. Strohgedeckte Fischerhütten, von den Elementen gemeißelt. Und inmitten dieser rauen Wildnis: Thora, nicht von dieser Welt, rote, stolze Augen unter einem Schleier weißen Haars, in dem der irische Wind spielte, wie zuvor der Wind Arkons und der hundert anderer Welten.

»Willkommen.« Sie lächelte ihm entgegen, und er trat auf sie zu.

Doch er war nur wenige Schritte weit gegangen, als er ins Taumeln geriet. Der letzte Sauerstoff war aus seinen Lungen gewichen. Das Brennen in der Brust wurde unerträglich. Er wollte die Hände nach Thora ausstrecken, um Hilfe rufen: »Ich kriege keine Luft mehr!« Ihre Augen weiteten sich vor Schreck.

Rhodan stolperte. Fasste sich an den Hals, rang nach Atem. Sterne tanzten vor seinen Augen, und die Welt wurde so hell, als wollte sie explodieren. Doch dann, von einem Moment auf den anderen, war es plötzlich vorbei – das Brennen erlosch, das Gleißeln ließ nach, und das Gefühl der Enge wich dem von Geborgenheit. Rhodan bekam wieder Luft – und doch hatte er nicht das Gefühl, dass er atmete ...

Irgendetwas war anders.

Er schaute sich um. Erst dachte er, er sähe sich wieder der außerirdischen Pflanzung am Rand des Goshun-Sees gegenüber, doch dieser Wald war viel größer. Mächtig und majestätisch, in schillernden Farben aus Grün, Blau und Violett. Urwaldriesen, manche über hundert Meter hoch, mit Lianen wie die Takelage alter Galeonen. Eine warme Sonne, flankiert von zwei bleichen Monden, strahlte vom Himmel. Und vor ihm, wo eben noch Thoras gestanden hatte, blickte ihn ein fremdartiges Wesen vom Fuß des Hügels aus an, braun bepelzt und langschwänzig, die Augen kugelrund und dunkel wie die eines Koboldmakis. Eine Istrahir.

»Willkommen«, sagte sie, ein Echo Thoras.

»Wo bin ich hier?«, fragte Rhodan.

»In Sicherheit. Hab keine Angst. Ich bin Otia.«

In diesem Moment zerriss ein furchtbarer Schmerz Rhodans Seite.

3. Leyle

Als die Ara Leyle in den frühen Morgenstunden des 22. Dezembers nach Nergüi sah, war ihr klar, dass dies der letzte Tag des alten Mannes werden würde. Seine Haut, die ohnehin an altes Pergament erinnerte, war noch durchscheinender geworden, seine gelblichen Augäpfel verschwanden fast in dem faltigen Gesicht. Dennoch wirkte er nicht ängstlich, und war, wie sie sich überzeugte, auch schmerzfrei. Er lächelte sein typisch ruhiges Lächeln, das Leyle von der ersten Minute an fasziniert hatte, denn Nergüi hatte nach ihrem Dafürhalten nur sehr wenig Grund zu lächeln.

»Guten Morgen!«, sagte sie. »Wie fühlen Sie sich?«

»Gut«, sagte der alte Mann, dieselbe Antwort wie jeden Morgen. »Ich fühle mich gut. Und wie geht es Ihnen?«

Sie erwiderte sein Lächeln. Nergüi glaubte ihr nicht, dass sie genug aß und ihre hagere Erscheinung kein Zeichen von Krankheit war. Sie kontrollierte seine Monitore und die Logs der vergangenen Nacht.

»Offen gesagt frage ich mich, ob Sie mich nicht wieder anschwindeln.« Auch das gehörte zu ihrem Spiel – vor ihrer Zeit auf Larsaf III waren ihr die feinen Abstufungen von Wahrheit, wie die Menschen sie kannten, noch fremd gewesen.

»Keineswegs«, verwahrte sich Nergüi.

»Sie fühlen sich wirklich gut?«

»Mehr als gut.«

»Dann will ich Ihnen glauben. Es freut mich, dass es Ihnen besser geht.«

»Wundert Sie das denn? Ehe das Licht erlischt, flammt es noch einmal auf ...«

Eines seiner ungezählten Sprichwörter, die der Translator getreu für sie übersetzte. Nergüi beherrschte nur Mongolisch und eine Handvoll englischer Begriffe, doch in seiner Denkweise war er ihr weit weniger fern, als die Ara erwartet hätte. Die meisten mongolischen Sprichwörter schienen sich um Pferde und Schwiegereltern zu drehen, und zumindest bei Letzteren hatte Leyle festgestellt, dass sie lediglich gedanklich »Geshur« dafür

einsetzen musste, um ihren Sinn zu erfassen. Bei den Pferden war sie sich noch nicht ganz sicher.

»Vielleicht hätte es etwas länger gebrannt, wenn Sie dem Feuer nicht so viel Nahrung gegeben hätten«, gab sie zu bedenken und begann mit ihrer Untersuchung. Natürlich war es für solche Ratschläge bereits zu spät gewesen, ehe Nergüi vor zwei Wochen komatös, unterkühlt und mit einer ernstesten Alkoholvergiftung ins Terrania Central, der von Menschen gegründeten und betriebenen Klinik im Fuß des Stardust Towers, eingeliefert worden war. Doch sie hatte den Eindruck, dass er ein Mindestmaß ärztlicher Rüge von ihr erwartete.

»Wenn du trinkst, stirbst du«, murmelte Nergüi und wandte den Blick zur Decke. »Wenn du nicht trinkst, stirbst du auch.«

Nergüi war einer der wenigen Menschen, die während der Kämpfe um die Stadt Anfang September nicht geflohen waren. Beinahe hatte Leyle den Eindruck, dass sich für ihn durch den Umsturz nicht einmal viel geändert hatte. Leute wie er waren der Beweis, dass selbst an diesem Ort, wo nach den Worten Perry Rhodans der Grundstein einer goldenen Zukunft gelegt worden war, längst nicht alles Gold war, was glänzte. Danach befragt, ob er Rhodan je persönlich getroffen habe, hatte Nergüi nur höflich gelacht, und Leyle war sich nicht sicher gewesen, ob er überhaupt wusste, von wem sie sprach.

Dabei musste der alte Mongole zu der ersten Welle von Siedlern gehört haben, die nach der Gründung Terranias vor anderthalb Jahren in die junge Stadt gespült worden war. Was er vorher getrieben hatte, war nicht aus ihm herauszukriegen – selbst sein Name bedeutete lediglich so viel wie »kein Name«, was ihren Translator anfangs in eine gehörige Krise gestürzt hatte. Nergüi aber hatte ihr versichert, dass es sich in seiner Kultur um einen sehr geläufigen Namen handelte, der einem alten Brauch zufolge das Interesse böser Geister von seinem Träger (oder Nicht-Träger) ablenken sollte. Leyle hatte den Kopf geschüttelt, sich aber eingestanden, dass es zu einem Mann von der Bescheidenheit Nergüis passte, nicht einmal einen richtigen Namen zu besitzen. Wie auch immer – aus Sicht eines Mannes, der nichts besaß und nie viel besessen hatte, musste die Siedlung an den Ufern des Salzsees, die mit ihrer arkonidischen Technik vom Nahrungs-

konzentrat bis zum Hochhaus Güter aus dem Nichts erschuf, ein Leben im Überfluss verheißen haben.

Derzeit holten er und seine Leidensgefährten sich aus den Trümmern, was sie zum Überleben brauchten. Manche schufte-ten erbärmlich, um ihre bescheidenen Behausungen wieder auf-zubauen, andere kapitulierten oder suchten ihr Heil in der Wü-Ste. Das Protektorat kümmerte sich nicht weiter um sie; da die Stadt als solche nicht mehr existierte und man nur mit Sonder-genehmigung in das Sperrgebiet reisen durfte, gab es offiziell bis auf Weiteres auch keine Bürger Terranias. Solange sie sich friedlich verhielten, ging man zwar nicht gegen die Menschen vor, man half ihnen aber auch nicht aus ihrer verzweifelten La-ge.

Leyle und die wenigen Beschäftigten des Krankenhauses, die weiter ihren Dienst versahen, bildeten die Ausnahme. Zwar durfte sie nicht ihre Forschung vernachlässigen, und mit dem Mehr an Vertrauen, das der Fürsorger ihr neuerdings schenkte, war auch ein Plus an teils unkonventionellen Pflichten einher-gegangen. Dennoch gehörte es zu Leyles Ethos, Kranken und Verwundeten zu helfen, und so verbrachte sie einen Großteil ih-rer freien Zeit in der unterbesetzten Klinik. Gerade in diesen Tagen kurz vor dem für die Menschen wichtigen Weihnachtsfest hatten sie mit ernstem Personalmangel zu kämpfen, denn zu vie-le Kollegen hatten – rücksichtslos, wie sie fand – Urlaub genom-men. Auch brachte sie wenig Verständnis dafür auf, dass die komplette ehemalige Führungsschicht der Klinik, darunter so-gar ein Ara mit Namen Fulkar, schon zu Beginn der Besatzung vor ihrer Verantwortung geflohen war.

Und schließlich erschreckte es sie, wie begrenzt die medizini-schen Möglichkeiten der Menschen waren. Sie war überzeugt, dass das Protektorat sich für die Menschen langfristig als Segen erweisen würde, selbst wenn sie es im Moment noch nicht er-kannten. Nichts beschleunigte den Fortschritt mehr als neue Impulse, auch und besonders solche von außen.

Umso mehr schmerzte es sie, zu sehen, dass sie in diesem Fall zu spät gekommen war.

»Ihre Leberwerte haben sich weiter verschlechtert«, stellte sie fest. Viele ihrer menschlichen Kollegen hielten sich mit solchen

Nachrichten eher zurück; Leyle dagegen war wie die meisten Aras der Ansicht, dass Offenheit zwischen Arzt und Patient zu den wichtigsten Grundlagen jeder Behandlung gehörte. »Ich bitte Sie, sich meinen Vorschlag noch einmal zu überlegen.«

»Sie geben nicht auf, Doktor.«

»Und Sie sollten ebenfalls nicht aufgeben! Ich habe eine frische Leber bereit, keine Zelle älter als vier Tage, die nur darauf wartet, Ihnen eingepflanzt zu werden.« Das Nachzüchten von Organen gehörte zu einer der leichteren Übungen der Aramedizin. Dennoch war es gar nicht so einfach gewesen, ihre Vorgesetzten von der Notwendigkeit solcher Hilfen zu überzeugen: Zum einen bedachte man die Menschheit, die trotz bescheidener Fortschritte in den letzten Jahrzehnten noch immer auf die kru- de Transplantation von Spenderorganen angewiesen war, lieber andernorts und medienwirksam mit den Segnungen des Imperiums; zum anderen war Nergüi natürlich auch eher ein hoffnungsloser Fall.

»Heute wollen Sie mir die Leber auswechseln, morgen ist es dann der Magen und nächste Woche mein Rücken oder meine Augen. Wo soll es enden? Irgendwann kann man einfach nicht mehr wegrennen. Auch das schnellste Pferd hat nur vier Beine, und ich bin nur ein alter Mann.«

Damit, das wusste sie, hatte er leider nicht unrecht. Und lange bevor sie zum ersten Mal ein Schiff bestiegen hatte, das sie hinaus zur Öden Insel bringen sollte, hatte man ihr schon beigebracht, keine persönliche Bindung zu ihren Patienten zuzulassen. Dennoch ärgerte sie Nergüis Starrsinn.

»Wenn Sie mit »wegrennen« meinen, Ihr Leben zu verlängern ...«

»Wie lange, Doktor? Noch einen Tag? Zwei?«

»Wenn Sie weiter so stur bleiben, nicht einmal das.«

Nergüi nickte, drehte sich auf den Rücken und befeuchtete die trockenen Lippen. »Ich habe Durst.«

Leyle legte ihr Tablet beiseite und gab dem alten Mann etwas zu trinken. Er schluckte angestrengt, dann ließ er sich zurück-sinken. Sie dachte schon, er wäre eingeschlafen, als er auf einmal zusammensuckte. »Wo ist mein Stock?«

Unwillkürlich musste Leyle lächeln. Sie kannte die irrationale Gebundenheit des alten Mannes an seinen Stock, den er schon

bei der Einlieferung fest umklammert gehabt hatte. Er war sein einziger Besitz.

Sie stand auf, nahm den Stock aus seiner Ecke und legte ihn neben Nergüi aufs Bett. Sofort schlossen sich die knotigen Finger um das helle Holz. Dann begann Nergüi leise zu schnarchen.

In diesem Moment streckte Dr. Chen den Kopf ins Zimmer. Sie war eine der dienstältesten Ärztinnen im Terrania Central. »Da sind Sie ja. Bitte kommen Sie – wir brauchen Ihre Hilfe in der Notaufnahme.«

Alarmiert hob Leyle den Kopf. »Was gibt es denn?«

»Unruhen im Transitgefängnis«, erklärte die Chinesin knapp. »Eine Menge Verwundete.«

Mit einem letzten besorgten Blick auf den schlafenden Nergüi eilte Leyle nach draußen und folgte ihrer Kollegin durch die verwaisten, weihnachtlich geschmückten Flure in die Notaufnahme.

Insgesamt sechs Arkoniden und vier Menschen wurden dort gerade notdürftig von Pflegern versorgt. Viele wiesen schwere Stich- und Brandverletzungen auf – und fast alle, stellte Leyle rasch fest, gehörten zum Wachpersonal des Gefängnisses.

Alle bis auf einen jungen Mann in Gefangenenkleidung. Sie war nicht gut darin, das Alter von Menschen zu schätzen, doch er konnte kaum älter als achtzehn sein. Er blutete aus einer Platzwunde am Hinterkopf und aus der Nase und hatte sich dem sauren Geruch seiner Kleidung nach schon mehrmals übergeben.

»Was genau ist passiert?«, fragte sie, während sie ihm vorsichtig die roten Locken um die Wunde rasierte. Menschenhaar war fast noch unpraktischer als arkonidisches.

»Die Gefangenen haben sich Zutritt zur Küche verschafft. Es gab viele Verletzte ...«

»Das sehe ich. Sie gehörten zu den Aufrührern?«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Ich arbeite nur dort. Mich hat es als Ersten erwischt. Es ging alles so schnell. Ich wollte noch schreien, aber da war es zu spät. Die Wachen ...«

»Bitte halten Sie still!«, unterbrach sie und machte sich daran, die freigelegte Wunde zu desinfizieren. »Das muss geklebt werden. Sie sagten?«

»Die Wachen haben hart zurückgeschlagen. Sie machen sich keine Vorstellung ...«

»Wenn es noch mehr Verwundete gibt, wieso sind sie nicht hier?«

»Man hat ihre Verlegung nicht gestattet.«

»Das Transitgefängnis verfügt meines Wissens nur über ein notdürftiges Lazarett.«

Der junge Koch wollte ein Nicken andeuten, zuckte aber vor Schmerz zusammen, als sie an die offene Wunde kam. »Bitte helfen Sie uns! Sie müssen veranlassen, dass man den Verletzten medizinische Versorgung zukommen lässt.«

Das war leichter gesagt als getan. Zwar hatte alles, was sie bislang von Larsaf III gesehen hatte, Leyle in ihrem Glauben an die Nützlichkeit des arkonidischen Protektorats bestätigt. Was sie dagegen weniger schätzte, waren die unklaren Zuständigkeiten, die sich durch seine vielleicht überhastete Gründung ergeben hatten. Als zivile Einrichtung unterstand das Transitgefängnis theoretisch dem Fürsorger. Möglicherweise hatte aber auch die Terra Police ein Wörtchen mitzureden – oder die speziellen Schnellgerichte. Die Trennung zwischen den Gewalten war nicht ganz so sauber, wie sie vielleicht sein könnte.

Die Unterscheidung zwischen Verletzten, die in den Genuss einer richtigen Klinik kamen, und solchen, die mit der dürftigen Versorgung eines Lagerlazarett vorlieb nehmen mussten, war jedoch ein Akt der Willkür, der sie an ihrer beruflichen Ehre packte. Sie hatte sich noch nie verbieten lassen, jemandem zu helfen, wenn er ihre Hilfe brauchte.

»Ich werde sehen, was ich tun kann«, versprach sie dem Jungen, während sie seine Kopfwunde klebte. »Richard!«, trug sie einem der Pfleger auf. »Rufen Sie drüben beim Gefängnis an. Bestellen Sie ihnen, dass wir genug Kapazitäten haben, medizinische Versorgung für alle bereitzustellen. Sie sollen uns die restlichen Verwundeten schicken – und wenn jemand Fragen stellt, sagen Sie, dass ich das autorisiere!«

Richard bestätigte und eilte davon. Der Junge atmete erleichtert auf.

»Doktor!«, unterbrach Dr. Chen, die die Szene genau verfolgt hatte. Leyle fragte sich, wieso ihre Kollegen nicht längst mit dem

Gefängnis in Kontakt getreten waren. Wahrscheinlich scheuten sich die Menschen, sich in die Angelegenheiten der Arkoniden zu mischen. Sie aber war eine Ara. »Dieser Arkonide hier muss operiert werden ...«

»Ich komme.« Zum Abschied legte sie dem Jungen die Hand auf die Schulter. »Um Ihre Nase kümmere ich mich später, in Ordnung?« Dann überließ sie ihn in der Obhut eines Pflegers, der sich daran machte, ihm das blutige Gesicht zu waschen.

»Ein Messerstich unterhalb der Brustplatte«, erklärte Dr. Chen, als sie den nächsten Patienten erreichte. »Die Klinge wurde von unten nach oben geführt. Wir fürchten, sie hat die inneren Organe verletzt.« Die Ärztin wirkte verunsichert. »Doktor, ich habe noch nie an einem Arkoniden operiert.«

»Ich übernehme das«, beruhigte Leyle ihre Kollegin. »Bringen wir ihn in OP 6!«

*PERRY RHODAN NEO Band 85 ist ab 19. Dezember 2014
im Handel erhältlich.*

Der Roman ist dann auch als Download verfügbar.

*Weitere Informationen dazu unter
<http://www.perry-rhodan.net/ebook.html>*